

Eine Geschichte für Väter

Eine Wiege stand in der Hinterstube eines netten, kleinen Ziegelhauses. Mit ihr hatte es eine eigene Bewandnis. Sie war aus einer Eiche gefertigt, die einst im Garten auf der Grenze stand. Weil nun der Nachbar sich beklagte, daß sie ihm zuviel Schatten bringe, hatte ihr Eigentümer, der Tischlermeister Wallrichs, sie fällen lassen und eine Wiege daraus gezimmert für seinen Erstgeborenen. Er war stolz auf diese Wiege; sein größter Stolz aber war sein kleiner Sohn, dem er den Namen Gabriel gegeben hatte, obwohl er vorläufig noch wenig Ähnlichkeit mit dem Erzengel gleichen Namens aufzuweisen schien. Er gedieh prächtig in dem kleinen Gelaß und stellte große Anforderungen an die Geduld seiner Umgebung, indem er verlangte, stets in schaukelnder Bewegung gehalten zu werden. Aber nicht allzu lange genoß er diese bevorzugte Stellung. Ein anderes kleines Wesen wurde in die Wiege gebettet, und Gabriel bekam eine andere Lagerstatt. Weil aber der neue kleine Konkurrent in der Wiege ein Mädchen war, so stand er doch noch immer an erster Stelle in der Gunst seiner Eltern.

Besonders aber war der Vater in den Jungen „vernarrt“. Er hatte einen guten Verdienst, besaß sein Eigentum, hatte eine stille, sanfte Frau und seine zwei kräftigen Kinder; zufrieden war er aber darum nicht. Und das hatte seinen Grund in dem kleinen Gabriel. Was sollte er sagen, wenn er erfuhr, daß er nur als der Sohn eines simplen Handwerkers auf die Welt gekommen war, er, dem gewiß noch einmal eine große Zukunft bevorstand? Die Zigeunerin, die erst kürzlich bei ihm in der Werkstatt war, hatte es doch gesagt.

Meister Wallrichs mühte sich Tag und Nacht. Gern hätte er Maschinen aufgestellt und seine Werkstatt erweitert, dann wäre aus der schlichten Tischlerwerkstatt eine „Möbelfabrik“ geworden. Das hörte sich schon anders an. Aber — es fehlte ihm das nötige Kleingeld. Wie manche Stunde stand er an der Hobelbank, und wenn er nachher zusah, hielt er eine verpfuschte Arbeit in der Hand, weil seine Gedanken nicht dabei gewesen waren.

Seine stille, kleine Frau sah mit tiefer Bekümmernis, wie es mit ihnen mehr rückwärts als vorwärts ging. Sie versuchte wohl einmal, ihrem Mann die Sache vorzustellen, da kam sie schön an und wurde so überzeugt von ihrer Unwissenheit und Torheit, daß sie fortan kein Wort weiter wagte.

So gingen die Dinge, wie sie gingen. Gabriel Wallrichs wuchs zu einem stämmigen, gesunden Buben heran, der bei allen Knabenstreichen obenan stand, der immer die feinsten Anzüge trug und in der Schule ein mittelmäßiger Schüler war. Trotzdem hatte sein Vater es sich in den Kopf gesetzt, daß er studieren sollte. Aber — es fehlte wieder am Geld. Weil seine Arbeiten schlechter geworden waren, liefen die Aufträge immer seltener ein. Und als gerade die Stelle eines Kassenboten frei wurde, meldete er sich und wurde auch angestellt. „Ich hätte nicht den Hobel mit der Mappe vertauscht“, sagte sein Freund und Nachbar, der Schmied Bülzter. „Handwerk hat einen goldenen Boden.“

„Ich tat's dem Gabriel zuliebe“, entschuldigte Wallrichs sich. „Der Junge ist zu was Besserem geboren.“

„So, das wußte ich noch gar nicht. Mein Franz soll mal ein Schlosser werden, will's Gott. Glück's ihm, wird er's zu was bringen, wenn nicht, dann mag er ein kleiner Handwerker bleiben wie sein Vater.“

„Du tust nicht recht an ihm, Schmied“, sagte Wallrichs.

„Meinst du? Weil der Junge Grütze im Kopf hat? Die Dummen nützen uns auch nichts. Wir brauchen kluge, gewitzte Köpfe.“

Wallrichs zuckte die Achseln. Dann strich er den Steuerbetrag ein und ging.

Die Jahre eilten dahin. In dem kleinen Ziegeldachhaus war es still geworden. Der Sohn in der Fremde, der Vater selten daheim, so waren die beiden Frauen, Frau Wallrichs und ihre Tochter Martha, auf sich angewiesen. Martha hatte das schwere Los zu tragen, ihre gelähmte, stets im Rollstuhl sitzende Mutter zu pflegen und zu bedienen.

Am schlimmsten stand es um die Frau. Sie war ihrem Manne über. Der Hochmutsteufel hatte ganz und gar Beschlag genommen von ihm. Wie ein Pfau stolzierte er einher, die Amtsmappe unter dem Arm, und war von der Wichtigkeit seiner kleinen Person so erfüllt, daß er glaubte, unentbehrlich zu sein.

Seine Wünsche begannen sich zu erfüllen. Sein Gabriel hatte die Universität bezogen. Mit Mühe und Not hatte er es so weit gebracht. Wie Wallrichs die Kosten für das Studium seines Sohnes aufbrachte, war vielen ein Rätsel. Und hätten sie die vielen Bettelbriefe gelesen, die fast in jeder Woche einliefen, es hätte den Leuten noch mehr zum Raten aufgegeben, wie der Mann es möglich machte, die Gelder flüssig zu machen.

Ganz anders geartet war die Tochter. Sparsam und fleißig waltete sie an der Mutter Stelle. Heiter und fröhlich war sie der Sonnenschein in dem dunklen Leben der Leidenden. Seit einiger Zeit hatte sie das Schneidern angefangen. Sie sah sich zu diesem Erwerb gezwungen, denn das wenige, was der Vater in die Haushaltskasse gab, reichte bei weitem nicht aus. Sie machte ihrem Namen Martha alle Ehre. Aber auch der Mariensinn kam bei ihr zu seinem Recht. Sie saß bei ihrer Mutter und las ihr aus der Heiligen Schrift vor und erzählte ihr aus der Predigt, die sie in der Kirche gehört hatte. Aber fuchswild wurde der alte Wallrichs, wenn er dazu kam. Ihm war Gottes Wort eine bittere Pille, die zu schlucken er mit Händen und Füßen sich sträubte.

Alle, die Martha kannten, liebten und ehrten sie. Dem jungen Bülzter, dem Sohn des Schmiedes, gefiel sie besonders gut. Nun fand er, daß er als Nachbarssohn doch eigentlich verpflichtet sei, öfter einmal bei Wallrichs vorzusprechen und sich nach dem Befinden der Mutter und Gabriels zu erkundigen. Das tat er denn auch. Doch als er wegging, wußte er nichts mehr von dem, was Frau Wallrichs ihm erzählt hatte, weil er immerfort Martha angeschaut hatte, die ihm mit einer Nährarbeit gegenüber saß.

Und als Frau Wallrichs ihrer Tochter sagte, daß doch der junge Bülzter ein stattlicher Mann geworden sei, da wandte Martha sich ab, um die aufsteigende Röte zu verbergen.

Dann aber kam der Vater. Er hatte von dem Besuch erfahren und verbot seiner Tochter ein- für allemal, sich von einem Schlossergesellen den Hof machen zu lassen.

Wieder ging die Zeit dahin. Auf dem Bahnsteig einer großen Stadt ging mit allen Zeichen der Unruhe ein alter Mann auf und ab. Ein abgetragener Anzug umschloß seine dürre, kleine Gestalt. Der Mann war der Kassenbote Wallrichs. Sein Sohn sollte ihn hier erwarten. Zeit und Stunde seiner Ankunft hatte er ihm mitgeteilt, aber umsonst sah er nach ihm aus. Er schien nicht gekommen zu sein. Und doch mußte er ihn sprechen. Mußte ihm sagen, daß er, Wallrichs, fortan nicht mehr instande sei, Gabriels Schulden zu bezahlen.

Endlich, da kam er. Ein Gefühl des Stolzes schwellte die Brust des alten Mannes. Der da vor ihm stand, hochmodern gekleidet vom Kopf bis zum Fuß, war sein Sohn, sein Sohn Gabriel. Gabriel schien keineswegs erfreut über die Ankunft seines Vaters. Mit scheuem Blick betrachtete er die dürftige Gestalt. Wenn seine Freunde ihn in solcher Begleitung sähen? Er hieß den Vater folgen, war aber immer einige Schritte voraus, daß es aussah, als gehörte er nicht zu ihm. Sie traten in das Haus, in dem er wohnte. Gerade lief ihm ein Bekannter in den Weg, der erstaunt auf den alten Mann blickte.

„Ich komme gleich zurück“, sagte Gabriel. „Hab noch einige abgetragene Sachen“, fügte er mit einem Blick auf den Vater hinzu.

Der andere lachte und eilte die Treppe hinunter.

Im Zimmer angekommen, sank der alte Mann wie gebrochen auf einen Stuhl. „Gabriel, ich kann dir nicht helfen“, stöhnte er.

„Du mußt“, sagte der Sohn. „Es sind Ehrensulden.“

„Ich kann nicht. Gabriel, liebes Kind, hast du deinen Vater einmal gefragt, woher er die Mittel nimmt für deine Ansprüche? Sieh, Kind, ich bin kein reicher Mann. Ich — ich — Gabriel — ich — kann dir nicht helfen.“ Er stöhnte verzweifelt auf und rang die Hände. „Ich — ich — es war nicht mein Geld — Gabriel.“

Der junge Mann schlug entsetzt die Hände zusammen. „Mann, was hast du getan!“ schrie er.

„Gabriel, mein Sohn, ich — tat es für dich. Aus Liebe zu dir. Es läßt sich nicht länger verbergen. Ich — ich bin — ein Dieb um deinetwillen.“ Mit einem grellen Auflachen sank Gabriel auf einen Stuhl. „Wärest du bei deinem Handwerk geblieben“, ächzte er.

Fortsetzung Seite 14

Verdorbenheit, wurde aber dadurch nicht im Geringsten mitverdorben. Ist Gott heute nicht noch immer derselbe? Ist er nicht noch gerade so allmächtig? Haben wir nicht dieselben Hilfsmittel und Gaben der Gnade, gerade so stark, wie Henoch sie hatte? Ist es nicht zur Ehre Gottes und zum Wohle unserer Mitmenschen, daß wir mit ihm wandeln möchten? Wollen wir nicht in Gott einen treuen Gefährten finden? Gott hat den Menschen zu dem Zweck erschaffen, daß er seiner Güte teilhaftig werden und seine Segnungen genießen möchte. Es ist nicht zu unserem Besten, wenn wir uns in kühler, armseliger Weise von ihm fernhalten. Wir sollten uns näher zu ihm halten und uns im Sonnenschein seines Wohlgefallens zuhause fühlen. Wer diese Erfahrung macht, den wird er schon hier mit seiner Gnade segnen und ihn einst ins Reich der Herrlichkeit droben aufnehmen.

Eine Randbemerkung zu unserem Text, die dem Wortlaut nach hebräisch ist, beleuchtet diesen Punkt noch näher. Es heißt da statt „demütig vor Gott zu wandeln“, „... und demütige dich, mit deinem Gott zu wandeln“. Ehe wir mit Gott wandeln können, müssen wir uns demütigen. „Lernet von mir,“ sagt Jesus, „denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig;“ dann erst verspricht er uns: „so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ (Matth. 11, 29.) Ehe wir wahre Ruhe und wahren Frieden finden können, haben wir eine Aufgabe. „Denn also spricht der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnt, des Name heilig ist: Der ich in der Höhe und im Heiligtum wohne und bei denen, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind, auf daß ich erquicke den Geist der Gedemütigten und das Herz der Zerschlagenen.“ (Jesaja 57, 15.) Wenn wir uns erst einmal dessen bewußt sind, wie arm, schwach und unwürdig wir sind, und unsere völlige Hilflosigkeit, unser großes Bedürfnis nach seiner Hilfe, um in seinen Augen recht dazustehen, fühlen, dann erst haben wir den Punkt erreicht,

wo es ihm gefällt, über uns seine Segnungen auszusütten.

Gott ist unwandelbar. Herzensdemütigung muß der besonderen Gegenwart und dem Verkehr mit ihm vorausgehen. Wir befinden uns in den Gefahren der letzten Tage. Wenn auch Unglaube und Kritik wie eine Flut hereinbricht, wird doch Gottes Wort sich immer als recht und gerecht erweisen. „Aber der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: Der Herr kennt die Seinen; und: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt.“ (2. Timotheus 2, 19.) Ja, der Herr kennt die Seinen, und er fordert sie auf, mit ihm zu wandeln. Das ist so vernünftig. Wenn wir hoffen, ewig mit ihm zu leben, dann müssen wir doch erst mit ihm bekannt werden. Wollen wir es als zu schwer ansehen, mit unserem besten Freund zu verkehren? Ist es nicht vielmehr ein großes Vorrecht, daß wir mit ihm wandeln dürfen?

Gott ist mit nichts weniger zufrieden, als mit den innigsten Zuneigungen unseres Herzens. „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.“ (Matth. 22, 37.) Dies ist das erste und größte Gebot von allen. Wenn wir dies tun, wird der Herr zu uns kommen und das Abendmahl mit uns halten und wir mit ihm. Er wird dann tausendmal köstlichere und zufriedenstellendere Freuden schenken, als die Welt sie uns geben kann. Der Friede Gottes wird unsere Herzen regieren und leiten; jener Friede, der über alle Vernunft ist. Wie köstlich ist doch die Liebe Christi! Wenn sein Geist davon zeugt, daß wir Gottes Kinder sind, werden wir die Zukunft nicht fürchten, sondern sind zum Leben und Sterben bereit. Gottes Liebe ist wie ein stiller See, tief und rein. Laßt uns willig sein, seinen Forderungen nachzukommen, „gerecht zu handeln, Barmherzigkeit zu lieben und demütig vor Gott zu wandeln“.

Fortsetzung: „Eine Geschichte für Väter“

Der Alte zuckte bei diesem Vorwurf zusammen wie ein waidwundes Wild. „Was willst du tun?“ stieß er hervor.

Der junge Mann antwortete nicht. Tausend Gedanken schwirrten in seinem Hirn. Was anfangen, wo er nichts hatte, nicht einmal einen ehrlichen Namen. Er hatte nie gefragt, woher sein Vater die Mittel nahm; jetzt, da er es erfuhr, haßte er seinen Vater.

Der Alte hatte sich erhoben. „Hast du kein Wort — für mich, Gabriel?“ Der sah ihn an mit einem irren, wilden Blick. Da erhob sich der Alte und ging zur Türe hinaus.

Müde, gebrochen irrte er durch die Straßen. Da hörte er sich anrufen. Sein Nachbar, der Schmied Bültzer, stand neben ihm. „Wo kommst du her?“ fragte Wallrichs.

„Von meinem Sohn“, sagte der Schmied. „Du weißt wohl noch nicht, daß er hier eine Werkstatt errichtet hat, eine Kunstschlosserei. Der Junge ist mein Stolz“, fügte er freudig hinzu, „er ist immer nach dem Grundsatz gegangen: bet' und arbeit'; er hat in der Arbeit was geleistet und dabei das Beten nicht vergessen.“

Sie fuhren zusammen heim, die beiden Nachbarn, der eine das Herz voll Freude, der andere unter dem Druck des bittersten Leides mit der Erkenntnis im Herzen, daß er einen bösen Samen ausgestreut hatte, der aufgegangen war zu seinem eigenen Verderben.

Es war die Mitternachtsstunde. Da erwachte Schmied Bültzer aus einem schweren Traum. Wurde nicht dicht unter seinem Fenster geschossen? Er machte das Fenster auf und blickte hinaus. Alles war still. Friedlich blickte der Sternenhimmel auf die schlafende Welt. Der Schmied zog sich beruhigt zurück. Als er am anderen Morgen in die Schmiede ging, sah er, wie sein Hündchen sich auffällig gebärdete

und immerfort ein Gebüsch des Nachbargartens umkreiste. Er sah nach und — fand die erkaltete Hülle seines Freundes Wallrichs. — Und bald stand es in allen Blättern zu lesen, daß der Kassendiener Wallrichs große Unterschlagungen begangen habe und durch Selbstmord geendet sei.

Wer die Stadt G. aufsucht und sich Muße nimmt, die Auslagen hinter den großen Spiegelscheiben zu besichtigen, dem fällt besonders eins ins Auge, in dem Erzeugnisse der Kunstgießerei und Schlosserei zur Schau gestellt sind, und wer sich das Firmenschild ansieht, wird darauf den Namen Franz Bültzer lesen. Wer dann in das Haus hineinkommt, dem wird eine freundliche, anmutige junge Frau die Tür auftun zum Wohngemach, in dem sein erster Blick auf eine alte, in einem Liegestuhl ruhende Frau fällt. Und geht er dann weiter, dann wird er einen blassen jungen Mann an einem Schreibpult arbeiten sehen, und dieser Mann ist Gabriel Wallrichs. Sein Schwager hat ihm, als er ganz heruntergekommen bei ihm anklopfte, die Arbeit in seinem Kontor übertragen. Nun hat er Muße, Mutter und Schwester recht kennenzulernen und ihnen die Nichtachtung abzubitten, mit der er ihnen sonst begegnete. Und Frau Wallrichs dankt täglich Gott, daß er ihrer Tochter einen solch guten Mann und ihr einen so trefflichen Schwiegersohn geschenkt hat.

Und dann kommt manchmal ein weißbärtiger alter Mann zu Besuch, der Vater Bültzer. Wenn es sich einmal trifft, daß er mit jungen Leuten zusammenkommt, dann pflegt er zu sagen: „Kinder, strebt nicht nach hohen Dingen. Will's Gott, daß ihr hoch sein sollt, so wird er's schon machen. Die Hauptsache ist ja, daß ihr da, wo ihr steht, euren Platz ausfüllt. Und dann rate ich euch noch eins: Vergesst über eurer Arbeit das Beten nicht.“